



Kommunikationsprobleme – Dabeibleiben oder Weggehen?

Predigt zu Johannes 6,24 – 35 am 5.8.2012

Wenn sich die Sache historisch nicht exakt so zugetragen hat, dann ist die Geschichte wenigstens gut erfunden: Als die Engländer als Kolonialmacht über Indien herrschten, wollten sie in einer bestimmten Region den Einheimischen helfen, die lästige Schlangenplage einzudämmen, die immer wieder zahlreiche Todesopfer forderte. Also beschlossen sie, jedem Inder für eine tote Giftschlange einen bestimmten Geldbetrag zu zahlen, um der Bevölkerung auf diese Weise einen materiellen Anreiz zum Selbstschutz zu geben. Die Reaktion setzte bald ein, doch gingen die Aktivitäten in eine völlig andere Richtung, als von den Beschützern in redlicher, aber etwas naiver Weise erwartet: Die Einheimischen, weniger ängstlich als die Europäer und seit Generationen erfahren im Umgang mit der Gefahr, begaben sich nicht etwa auf Schlangenjagd, sondern begannen, im großen Stil Schlangen erst zu züchten, um so die ausgesetzte Geldprämie jeweils neu zu kassieren. Im gleichen Sinn kritisiert heute der amerikanische Schriftsteller Ben Skinner in seinem Buch „Menschenhandel“ (2008) humanitäre Organisationen, die in Afrika und im Nahen Osten Entführungsoffer freikaufen. Solche Lösegelder, die zur Haupteinnahmequelle von korrupten Milizen geworden seien, setzten überhaupt erst und ganz ungewollt Anreize für Überfälle und Menschenraub.

Diese Beispiele zeigen, wie leicht im zwischenmenschlichen Verhalten und in der wechselseitigen Kommunikation Missverständnisse entstehen. Wie schaffe ich es, dass das, was ich sage oder tue, beim anderen auch richtig ankommt? Die gute Absicht allein reicht nicht aus, weil in jeder Beziehung und in jeder Kommunikation eine Vielzahl weiterer Faktoren mitschwingt.

„Wir haben die Globalisierung, die spätestens mit Christoph Kolumbus begann, jetzt mehr oder weniger abgeschlossen. Unsere Welt ist vernetzt. Ich bin aber davon überzeugt, dass wir keine weltweite zwischenmenschliche Kommunikationsebene auf rein elektronischer Basis finden werden. Sie können via Telefonkonferenz bei einem Bauherrn kein Vertrauen gewinnen, sie müssen ihn persönlich kennen, mit ihm sprechen, präsent sein“ (Werner Sobek, Architekt).

Die Diskussion um das Himmelsbrot

Im heutigen Evangelium haben wir es mit einer Kommunikation zwischen Jesus und seiner Umgebung zu tun, die sich an das Wunder der Brotvermehrung anschließt. Es kommt zu einer neuen Begegnung „am anderen Ufer des Sees“. Die Gesprächssituation kippt von

einer positiven Ausgangslage in eine Kontroverse um. Im Dialog fällt das Stichwort vom Manna aus der alten Tradition der Nomadenzeit in der Wüste, dem „Brot vom Himmel“ – für Juden ein Paradebeispiel für Gottes rettendes Handeln in drängender Not. Jesus bezeichnet sie als eine „Speise, die verdirbt“ im Unterschied zu jener, „die für das ewige Leben bleibt“. Durch diese Aussage reizt er seine Zuhörer. Sein Redebeitrag gipfelt in einer Aussage, mit der er klar die religiöse Toleranzgrenze seiner Zuhörer überschreitet: „Ich bin das Brot des Lebens.“ Wieder so ein Satz, der für manche seiner Zuhörer den Tatbestand der Gotteslästerung erfüllt.

Kein Wunder, dass die Gesprächspartner immer weiter aneinander vorbei reden. Die Folgen bleiben nicht aus: Danach „zogen sich viele Jünger zurück und wanderten nicht mehr mit ihm umher“ (6,66). Ganz anders aber Petrus, der sich in dieser Konflikt- und Entscheidungssituation zu dem Jesus-Bekenntnis durchringt: „Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (6,69). **Dableiben oder weggehen, das ist die Frage!!** Größer kann der Gegensatz nicht sein. Gibt es keine Brücke zwischen enttäuschter Ablehnung und treuer Gefolgschaft?

Sehnsucht der Menschen

Ich habe Verständnis für die Juden, die beim „Himmelsbrot“ sofort an ihre Manna-Tradition denken – mit der begreiflichen Schwierigkeit, die überraschende Selbsteutung Jesu als das ganz neue und „nicht verderbliche“ Manna nachzuvollziehen. Sie ahnen dennoch etwas von seiner Bedeutung, die alle bisherigen Vergleiche sprengt und über viele Anknüpfungspunkte im klassischen Glaubensgut hinausgeht. Deshalb sind sie ihm weiter auf der Spur geblieben. Sie haben durch seine Gegenwart, durch die Gespräche mit ihm und durch sein gesamtes Auftreten etwas von dem gespürt, was mit ihrer Vorstellung von Gottes Wirken zu tun hat, auch wenn sie ihn nicht gleich als „Sohn Gottes“ bezeichnen. Sie haben sich im wörtlichen und im übertragenen Sinn auf den Weg gemacht zu ihrem „Messias“ hin, wenn auch das Ziel noch unklar bleibt. So sehe ich ihren Versuch, mehr von ihm zu erfahren, in seiner Nähe zu bleiben, ihre Fragen bei ihm anzubringen, ihr Verlangen nach einer hilfreichen religiösen Unterweisung, die neue Erfahrung, in seiner Gegenwart eine intensive Art von Gemeinschaft zu erleben.

Diese „Fernstehenden“, Suchenden und Fragenden gab es damals und gibt es auch heute in nicht geringer Zahl. Ihre Sehnsucht ist nicht der schlechteste Anknüpfungspunkt für Glaubensverkündigung und Seelsorge. Jesus geht immer wieder gerade auf solche Einzelpersonen und Gruppen zu, die nicht zu hundert Prozent „Kirchgänger“ sind, aber nach einem Weg aus ihrer seelischen und leiblichen Not, nach der Wahrheit, nach einem erfüllten Leben suchen. Es sind „die gelegentlichen Helfer, eine große Zahl von Weiter-Entfernten, Außenseitern, Gelegenheitsbesuchern, Gästen und Nutznießern des Neuen“ (G. Lohfink), die es schon bei Jesus neben der „Kerngemeinde“ der Jünger gibt. Ihren Beitrag für die

Sache Jesu, obwohl vielleicht nur punktuell und gelegentlich, dürfen wir nicht unterschätzen. Das heißt für unsere Glaubens- und Gemeindesituation heute: Nicht klagen über die, die wegbleiben, sondern zugehen auf die, die vor der Tür stehen und auf ein Zeichen des Willkommens warten. „Wer euch auch nur einen Becher Wasser zu trinken gibt“, sagt Jesus, „wird nicht um seinen Lohn kommen“ (Mk 9,41).

Bekenntnis-Basis

Das Bekenntnis des Petrus baut auf dieser Sehnsucht und Vor-Erfahrung auf. Es vollzieht den Schritt von der Ahnung zur Überzeugung, von einer bloßen Option zur Entscheidung, vom Status der Frage zum Wagnis einer Antwort, vom unpersönlich-allgemeinen „es könnte sein“ zum persönlichen „ja, ich glaube daran“. Später wird Jesus beim letzten gemeinsamen Mahl sagen: „Das ist mein Leib“ – die Pascha-Erinnerung an die Rettung Israels am Schilfmeer wird somit zur Gedächtnisfeier von Leben, Tod und Auferstehung Jesu. Er sagt: „Dieses Brot bin ich selbst. Das bin ich mit meiner Geschichte und mit meinem Leben. Mein Leben wird zerbrochen werden wie dieses Brot. Ich gebe es euch, damit ihr Anteil an ihm habt“ (G. Lohfink).

„Das ist mein Leib“ sagt Jesus beim letzten gemeinsamen Mahl. „Das bin ich selbst.“ Ob die dabei anwesenden Jünger das sogleich verstanden, kapiert haben, was Jesus damit sagen wollte? Der Kern dieser Kommunikation hat sich erst nach und nach entfaltet und ist dann zum bleibenden Fundament der gemeindlichen Versammlungen geworden.....bis zum heutigen Abend/Morgen.

Gestern vor 50 Jahren starb Marilyn Monroe.....Kurz vor ihrem Tod hat der berühmte Fotograf Bert Stein eine legendäre Foto-Session für die Zeitschrift „Vogue“ fotografiert und ihr die Negative zugesandt. Sie versuchte die Negative unbrauchbar zu machen, indem sie diese mit einer Haarnadel zerkratzte oder mit einem orangefarbenen Stift durchkreuzte. Stern publizierte die Fotos trotzdem. Er hatte von ihrer seelischen Not, ihrer Verzweiflung und ihrer Angst nichts mitbekommen. „The last sitting“ heißt die Veröffentlichung dieser zauberhaften Fotos.....eine wirkliche Kommunikation aber hatte nicht stattgefunden.....